

Unverkäufliche Leseprobe



Manfred Hildermeier
Die rückständige Großmacht
Russland und der Westen

2022. 271 S.
ISBN 978-3-406-79353-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/33885974>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Manfred Hildermeier

Die rückständige Großmacht

Russland und der Westen

C.H.Beck

Für meine Enkelkinder

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl

Umschlagabbildung: Russische Militärflugzeuge fliegen in Formation über dem Moskauer Kreml während der Parade zum Tag des Sieges am 7. Mai 2015 © VLADJ55 Shutterstock

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79353 0



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorwort 9

Einleitung 11

I. Die Kiever Rus': Dynastische Zugehörigkeit 17

II. Moscovien: Katholische Teufel und verlockende Technik 20

III. Russische Aufklärung: Staatsreformen und kulturelle Verwestlichung 34

1. Gewaltsame Öffnung zum Westen:

Die Reformen Peters des Großen 34

2. Korporative Vergesellschaftung und westlicher

Kulturimport unter Katharina der Großen 44

IV. Das 19. Jahrhundert: Identitätssuche und neuer Aufbruch zum Westen 65

1. Höhepunkt liberaler Reformen und ihr Ende:

Alexander I. 65

2. Dezemberputsch 76

3. Erste Identitätsdebatten 82

4. Die große Reformen 98

a. Justizreform 99 · b. Stadtreform 106 · c. Armeereform 111 ·

d. Bildungsreform 117

5. Russland in Europa 121

a. Beschleunigte Industrialisierung 122 · b. Sozialer Wandel:

Arbeiter, Wirtschaftsbürger, professionelle Intelligenz 129 ·

c. Politischer Wandel: liberale Opposition, faktischer

Konstitutionalismus, neue Öffentlichkeit 147 · d. Kultureller Wandel: Bildungsoffensive, Modernisierung der Städte, zeitgenössische Architektur und ästhetische Avantgarde 157

V. Importierter Sozialismus und kapitalistische Hilfe (1917–41) 169

1. Sozialismus als Entwicklungsstrategie 171
2. Die postrevolutionäre Moderne als Ausnahme und ihr Ende 173
2. Der Traum vom sowjetischen Amerika 176
3. Importsubstitution als Entwicklungsstrategie 179

VI. Supermacht der Defizite und sozialistischer Konsum (1945–1985) 191

1. Reparationen und Aufrüstung: Hilfe zur Selbsthilfe 192
2. Chruschtschow: Zwischen Sozialismus und Privatkonsum 196
 - a. *Raketen statt Küchen* 196 · b. *Privatwohnungen, aber staatliche Mietwagen* 200
3. Breschnew: Goldene Jahre und fatale Stagnation 205
 - a. *Nachgeahmter Massenkonsum* 205 · b. *Importierter Dissens* 214

VII. Nach Westen – und zurück (1985 bis heute) 221

1. Perestrojka: Ideologischer Mauerfall und Wiederkehr der Identitätsfrage 221
2. Von Jelzin zu Putin: Überstürzte Verwestlichung und neue Abgrenzung 226
3. Postsowjetische Identitätssuche und neue «russische Idee» 233

**VIII. Ein Vorschlag zur Deutung: Rückständigkeit als
Verflechtung 241**

Anmerkungen 249

Zitierte Literatur 257

Hinweise zu Umschrift und Aussprache 267

Personenregister 268

Vorwort

Manche Kreise schließen sich. Zu Beginn meiner wissenschaftlichen Laufbahn 1973/74 verbrachte ich ein wunderschönes und prägendes Jahr an der Stanford University, um in der *Hoover Institution on War, Revolution, and Peace* weiteres Material zur Sozialrevolutionären Partei Russlands zu sammeln, über die ich meine Dissertation schrieb. Dort stieß ich zum ersten Mal auf Gedanken über das Verhältnis zwischen Russland und Westeuropa aus der intellektuellen Tradition des russischen Populismus. Als ich viereinhalb Jahrzehnte später, nach dem Ende meiner Dienstzeit, die Gelegenheit erhielt, für ein *winter term* nach Stanford zurückzukehren und einen Vortrag am dortigen *Center for Russian, East European and Eurasian Studies* zu halten, bot es sich schon in memoriam an, ihn eben diesem Thema zu widmen. Hinzu kam, dass ich auch in den langen Jahren dazwischen immer wieder Thesen und Ideen aus seinem Umkreis in verschiedenen Varianten begegnet war: der Grundeinsicht, dass Russland anders sei als ‹der Westen› und in vieler Hinsicht hinter ihm herhinke, samt der Folgerung, dass es bei Reformen aus dessen Erfahrungen lernen, manches anders machen und dabei eigene Besonderheiten berücksichtigen könne. Selbst in den Epochen, in denen man die Andersartigkeit stolz als autochthone, zu pflegende Traditionen verstand oder eine völlig andere Gesellschaft aufbauen wollte, eiferte man dem Westen in zentralen Segmenten der eigenen Ordnung nach. Desgleichen ließ die ergänzende Suche nach einschlägigen Quellen aus dem späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit, als Russland noch Distanz zum lateinischen Heidentum hielt, und aus den Jahrzehnten, in denen es als Supermacht eine eigene Welt zu bilden bean-

spruchte, schnell erkennen, dass der Blick nach Westen auch in diesen Zeiten stets präsent war. Solche Persistenz zeigt an, dass sein Verhältnis zu dem, was aus seiner Sicht als Westen galt, sein Selbstverständnis berührte, ja Teil der Frage nach seiner Identität war und ist.

So bot sich an, eben diese Beziehung zum Leitfaden einer knappen Darstellung zu machen, die aufgrund ihrer zentralen Bedeutung und höchst unterschiedlicher, vom jeweiligen Zeitgeist geprägter Wertungen versprach, zugleich entscheidende Entwicklungen der russischen Geschichte insgesamt mitzubehandeln. In diesen Passagen habe ich, wie unschwer zu erkennen ist, auf entsprechende Abschnitte früherer Werke zurückgegriffen. Weil dies so ist, nehme ich explizit auch noch einmal zur interpretatorischen Leistungskraft des dort häufig erwähnten Konzepts der Rückständigkeit Stellung. Die Rezensionen waren recht widersprüchlich: Die angelsächsischen fanden die Verweise auf entsprechende Zustände zu zaghaft, die deutschen lehnten den gesamten Begriff ab. Bleibt mir zu hoffen, dass die folgende Übersicht einen gangbaren Mittelweg aufzeigt.

Unabhängig von dieser eigentlichen Absicht sorgte ein ebenso unvorhergesehenes wie brutales Ereignis dafür, dass die ausblickenden Passagen des schon fertiggestellten Manuskripts eine beklemmende Aktualität erhielten. Denn die von Putin propagierte «neue russische Idee» entpuppt sich bei näherem Hinsehen als eine sehr alte slavophil-panslavistische, deren Modernität höchstens in ihrer Zuspitzung durch die kompensatorische militärische Aggressivität einer gedemütigten Supermacht besteht. Möge sich auch hier zeigen, was die historische Betrachtung lehrt – dass die negative Faszination vom Westen bald wieder in eine positive oder zumindest friedlich-neutrale Haltung umschlägt.

Göttingen, im Mai 2022

Einleitung

Kaum ein anderes Problem durchzieht die russische Geschichte seit ihren ersten Anfängen im 9./10. Jahrhundert so kontinuierlich wie die Frage nach ihrem Verhältnis zu dem, was im Sprachgebrauch ihrer Akteure meist «der Westen» hieß. Man könnte sie geradezu als ihre Gretchenfrage bezeichnen, deren unterschiedliche Beantwortung jeweils für längere Perioden die allgemeine politische und kulturell-zivilisatorische Orientierung prägte. Dabei schwankte die Haltung erheblich, bisweilen in unmittelbarer Abfolge gleich Pendelausschlägen. Wenn der «Westen» als Feind betrachtet wurde, bemühte man sich um Distanz und betonte seine eigenen Werte und Traditionen. Wenn er in ein günstiges Licht rückte, suchte man seine Nähe und bemühte sich, Errungenschaften, die man für überlegen hielt, zu übernehmen. Nur eines blieb selten: gleichmütiges Desinteresse. Der Westen war präsent, negativ wie positiv.

Zugleich wechselte dieser «Westen» vielfach seine Gestalt. Das galt nicht nur im selbstverständlichen Sinne seiner historischen Entwicklung. Wichtiger war der Wandel seines «Inhalts» im Sinne des Bereichs der historischen Wirklichkeit, den man zum Vergleich heranzog, desgleichen die Verlagerung des Raums, in dem man ihn suchte. Dabei liegt auf der Hand, dass beides miteinander zusammenhing und die Veränderungen zugleich in bestimmten Epochen und historischen Konstellationen stattfanden. Als Illustration mag fürs Erste der Hinweis genügen, dass der Blick nach Westen im russischen Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (soweit diese zeitlichen Periodisierungen überhaupt übertragbar sind) unter dem Primat der Religion stand und die Abgrenzung entlang der kirchlichen Zugehörigkeit er-

folgte. Daher begann der «Westen» aus russischer Sicht zu dieser Zeit bereits jenseits der Grenze zu Polen-Litauen und nicht erst in Mitteleuropa. Die geographische und die religiöse Landkarte deckten sich nicht. Diese Verortung änderte sich auch in den folgenden Jahrhunderten, als weltliche Belange immer stärker in den Vordergrund der russischen Wahrnehmung traten, kaum, weil Polen weiterhin als Vorposten Europas und der westlichen Kultur galt. Allerdings rückte der Raum, in dem man teilweise schon seit dem 15./16. Jahrhundert, vollends sichtbar seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Errungenschaften entdeckte, die man gern bei sich selber gesehen hätte, nun weiter nach Westen: nach Deutschland, Oberitalien, in die Niederlande, nach Frankreich und schließlich sogar nach England.

Dies waren nicht zufällig die Jahrhunderte, in denen auch Mitteleuropa den europäischen Osten entdeckte und Russland auf der mentalen Landkarte der Aufklärung vom Norden, wo es seit der Antike residierte, in den Osten wanderte.¹ West und Ost nahmen als kulturelle Räume eine neue, moderne Gestalt an, die in ihren charakteristischen Konturen und Zuschreibungen bei allen politischen Veränderungen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts fortbestand (und in manchem bis heute weiterlebt). Zugleich verdichtete sich mit diesem Prozess die gegenseitige Wahrnehmung. Während der Westen sich dabei überwiegend im Gefühl der Überlegenheit sonnte,² wurde sie in Russland zum Wechselbad von Hochschätzung und Ablehnung, von Nacheifern und Besinnung auf Eigenständigkeit.

Es ist diese *Wahrnehmung*, die der vorliegende Überblick vom Beginn der russischen Geschichte an bis zur Gegenwart verfolgen möchte. Keinesfalls geht es um Außenpolitik oder auswärtige Beziehungen, die angemessen nur in den jeweiligen Mächtekonstellationen zu verstehen und enger an chronologische Koordinaten gebunden sind. Vielmehr soll versucht wer-

den, die jeweilige *Idee* vom Westen, die *Vorstellung*, die man sich von ihm machte, und die jeweils als charakteristisch empfundenen Merkmale zu beschreiben. Medium dieser Ideen konnte nur die politische und geistige Elite sein: Herrscher und ihre fürstlich-bojarischen Gefolgsleute, im Mittelalter und der frühen Neuzeit auch Mönche und der gelehrte Klerus, seit dem 18. Jahrhundert zunehmend die hohe, ebenfalls noch lange eng mit der Aristokratie verbundene Beamtenschaft, im 19. Jahrhundert ergänzt durch eine säkulare Intelligenz, die sich literarisch-journalistisch betätigte und die Professorenschaft an den entstehenden Universitäten und sonstigen akademischen Einrichtungen stellte. Eine besondere Verdichtung erfuhr dieses Nachdenken in der Geschichtsphilosophie um die Mitte des 19. Jahrhunderts; sie wurde mehrfach beschrieben und darf auch im Folgenden nicht fehlen. Weniger explizit, aber in den jeweiligen Prämissen ebenso klar, nahm die Geschichtswissenschaft vor allem der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Stellung.

Nach der Zeitenwende von 1917 und dem Sieg der Bolschewiki war das Problem nur scheinbar gelöst. Zwar hatte Russland nun, mit dem Sieg des «Sozialismus», dem Anspruch nach den Westen hinter sich gelassen. Faktisch aber hinkte es nicht nur weiter hinterher. Darüber hinaus räumte es über mehr als zwei Jahrzehnte, bis zum Überfall Hitlers im Juni 1941, der Aufgabe höchste Priorität ein, zwar nicht ideologisch oder in seiner staatlich-sozialen Organisation, aber wirtschaftlich-technisch aufzuholen. Wie bekannt, geschah dies seit der Wende zu den 1930er Jahren in der neuen organisatorischen Form der allumfassenden zentralen Planwirtschaft, die auf den Markt und jegliches Privateigentum verzichtete; aber das Ziel, technologisch zum Westen aufzuschließen, blieb dasselbe.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg verringerte sich der Abstand, von der Rüstungsindustrie und wenigen anderen Sekto-

ren abgesehen, nur langsam. Da half es wenig, dass man nicht müde wurde, die Überlegenheit des «Sozialismus» ideologisch zu beschwören. Derselbe Chruschtschow, der dies als Motivation für seine Reformen mit besonderer Verve tat, räumte ja mit seiner viel zitierten (und verspotteten) Ankündigung, mittelfristig die Milch- und Fleischproduktion der USA übertreffen zu wollen, faktisch ein, dass es in seinem Land einen erheblichen Nachholbedarf gab. Erst recht galt dies, wie in der Systemkonkurrenz des Kalten Krieges immer deutlicher wurde, für die Versorgung der Bevölkerung mit industriellen Konsumgütern und für das materielle Lebensniveau (besonders den Wohnkomfort) generell. Im Rückblick erscheint lediglich die erste Hälfte der 1970er Jahre als eine Art «goldener Ära» des sowjetischen Konsums. Als die Engpässe danach aber wieder zunahmen, zugleich Informationen über den Westen immer reichlicher flossen, scheint die Diskrepanz immer breiteren Bevölkerungsschichten bewusst geworden zu sein. Hinzu kam, dass sich die politische Ordnung im Zuge der Auseinandersetzung mit den Dissidenten verhärtete. Der Abstand zum Westen gewann auch über die engen Zirkel erklärter Regimegegner hinaus wieder eine politische Dimension. Abermals erschien Europa, längst ergänzt durch Nordamerika, als Symbol für beides – materiellen Wohlstand *und* politische Freiheit.

So gesehen, reihen sich auch die Perestrojka seit 1985 und besonders die erste postsowjetische Ära nach 1991 in die Vielzahl der Reformen ein, mit denen russische Herrscher Anschluss an den Westen gewinnen wollten. Gorbatschow erkannte nach dem Scheitern bloßer Wirtschaftsreformen, dass er den Menschen Meinungs- und größere politische Bewegungsfreiheit geben musste, um sie tatsächlich zu mehr Leistung und Engagement für Staat und Gesellschaft insgesamt anzuspornen. Jelzin suchte die Sanierung auf radikalere Art, durch Markt, Privateigentum

und Demokratie zu erreichen. Beide scheiterten – von eigenen Fehlern und falschen internationalen Ratschlägen abgesehen – nicht zuletzt an der ‹Widerständigkeit› einer Wirklichkeit, die sich den Reformen nicht fügen wollte. Den Kenner der russischen Geschichte wird dieser Befund nicht überraschen: Es war gewiss nicht das erste Mal, dass Institutionen und Verfahrensweisen westlicher Herkunft auf russische Verhältnisse schlecht passten und Verwerfungen hervorriefen (die im gegebenen Fall z. B. im Wirtschaftsleben nach siebzig Jahren sozialistischer Andersartigkeit besonders heftig ausfielen). Und auch die autoritär-konservative, von nationalistischen Tönen begleitete Wende unter Putin wiederholt in vieler Hinsicht nur ein bekanntes historisches Muster.

Umso eher besteht Anlass, nicht nur die lange Geschichte der Wahrnehmung des europäischen Westens – seit 1917 erweitert durch die USA – in Augenschein zu nehmen. Darüber hinaus kommt es darauf an, die Folgerungen, die Herrscher und Eliten daraus für das eigene Land ableiteten, zu beschreiben und gegebenenfalls danach zu fragen, welche Art von Errungenschaften zu welcher Zeit übernommen wurden. Wo möglich, soll auch nachgezeichnet werden, was aus solchen Anleihen und Importen wurde. Wer die einschlägige Diskussion kennt, weiß, dass damit das schwierige Konzept der *Rückständigkeit* berührt ist. Einerseits ist dieser Begriff aufgrund seiner Wertbeladenheit als Kehrseite von Fortschritt und Modernisierung in den letzten Jahrzehnten in die Kritik geraten und beinahe zum Unwort geworden. Andererseits hält sich die Meinung, dass ein Ersatz nicht in Sicht ist und gute Gründe dafür sprechen, ihn trotz des Mangels an Neutralität beizubehalten, ihn aber umsichtig und differenziert zu verwenden.³ Der Verfasser gesteht gern, dass er letztere Ansicht teilt.⁴ Die nachfolgenden Ausführungen dienen

daher nicht zuletzt dem Versuch, ihr sowohl ein empirisches Fundament zu geben als auch durch die Illustration verschiedener ‹materieller› Arten und Rezeptionsformen von Importen zur Differenzierung des Konzepts sowie zu seiner Einordnung in den größeren Zusammenhang der Beziehungsgeschichte beizutragen.

I. Die Kiever Rus': Dynastische Zugehörigkeit

Russische Quellen über die frühen Beziehungen des Kiever Reiches zu Westeuropa gibt es kaum. Und die wenigen Aussagen, die sich finden lassen, sind nicht sehr zuverlässig. Einer der besten Sachkenner warnt ausdrücklich davor, den Chroniken, die sämtlich aus späterer Zeit stammen, zu trauen.¹ Man tut daher gut daran, sich an Tatbestände zu halten und zwischen den Zeilen zu lesen. Zu Ersteren zählen allen voran die *dynastischen Verbindungen* der Kiever Fürsten. Wenn man von der evidenten Annahme ausgeht, dass Heiraten in diesen frühen Jahrhunderten des westeuropäischen Hochmittelalters strategisch geplant und ein Kernelement der äußeren Politik waren, steht die Zugehörigkeit der Rus' und ihrer rurikidischen Herrscher zum übrigen Europa außer Frage.

Dies gilt zum einen, was nahe liegt, für die unmittelbaren Nachbarstaaten und Skandinavien als Herkunftsregion der Wäräger. Letztere scheint vor allem in der Frühzeit Heimat von Bräuten Kiever Fürsten bzw. der Ehepartner ihrer Söhne und Töchter gewesen zu sein. Eine ältere, aber unersetzte genealogische Studie führt ein Dutzend solcher Verbindungen auf. So heiratete Jaroslav der Weise, Sohn Vladimirs des Heiligen, des Gründers des Kiever Reiches, 1019 Anna (Ingigerd), Tochter König Olofs von Schweden; er selber gab eine seiner Töchter, Elisabeth, König Harald (Hardradi) von Norwegen zur Frau. Eine Enkelin Vladimirs, Malfred' (Malfridr), Tochter seines Sohnes Mstislav, heiratete Sigurd von Norwegen und nach dessen Tod Erik II. von Dänemark, eine andere Tochter Mstislavs einen Sohn Eriks I. von Dänemark, und einer ihrer Brüder, Svjatopolk

Mstislavič, eine dänische Prinzessin (Kristine). Solch häufige Verschwägerung darf als Indiz für allgemein enge Beziehungen verstanden werden. Besonders Jaroslav der Weise (1119–1152), dessen Herrschaftszeit gemeinhin als erste Blüte des Kiever Reichs gilt, pflegte sie, indem er sich zur Festigung seiner Macht mehrfach warägischer Hilfstruppen bediente und umgekehrt vertriebenen Thronprätendenten aus Skandinavien Unterschlupf in Kiev gewährte.²

Zum anderen gingen die Kiever Fürsten auch mit anderen Nachbarn wie Ungarn und Polen enge verwandtschaftliche Beziehungen ein. Für Letzteres verzeichnet die erwähnte genealogische Untersuchung sogar die größte Zahl an Eheverbindungen überhaupt. Auch hier schlossen diese die Herrscher selber und ihre Familien ein. Und auch hier zeigte sich Jaroslav der Weise besonders aktiv, indem er eine andere Tochter mit dem ungarischen König Andreas I. (um 1050) und einen seiner Söhne mit der Tochter Mieszkos II. von Polen verheiratete. Offenbar begann dieses Konnubium schon Ende des 10. Jahrhunderts und dauerte – ungeachtet der orthodoxen ›Taufe‹ Russlands (988) – bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts an. Ein gutes Verhältnis zum nächsten Anrainer scheint zunächst wichtiger gewesen zu sein als religiöser Dissens.³

Besondere Aufmerksamkeit aber verdienen unter dem Gesichtspunkt der politischen Verortung Russlands in diesen frühen Jahrhunderten die konnubialen Beziehungen der Kiever Großfürsten zu den weiter entfernt liegenden Staaten Mittel- und Westeuropas. Mit guten Gründen haben Historiker gerade sie, die nicht aufgrund unmittelbarer Nachbarschaft nahelagen, als entscheidendes Kriterium für den ›internationalen‹ Status der Rus' gewertet. In der Tat sollte man die insgesamt nicht allzu zahlreichen einschlägigen Eheschließungen höher gewichten als die bisher genannten. Wenn Jaroslav der Weise – dies ein beson-

ders häufig genanntes Beispiel – versuchte, seine Tochter Anna sogar mit dem Kaiser des Heiligen Römischen Reichs (Heinrich III.) zu verheiraten und ihm, nach dessen Ablehnung, eine ähnlich hochrangige Partie in Paris gelang, wo Anna als Anne de Kiev an der Seite Heinrichs I. ein Jahrzehnt Königin von Frankreich war, dann fügte sich dieses Bemühen in eine ebenso ehrgeizige wie selbstbewusste und offenbar auch akzeptierte Konnubialpolitik ein. Gleiches galt für die Ehen seiner Söhne, die in den hohen sächsischen, dem Kaiserhaus eng verbundenen Adel einheirateten. Und auch die Heirat seiner Enkelin Eupraxia (Adelheid) mit Heinrich von Stade und danach mit keinem Geringerem als dem deutschen Kaiser Heinrich IV. (1089) gehörte wohl noch in diesen Zusammenhang. In jedem Fall ist bezeugt, dass sich im Gefolge solcher Verschwägerungen ein Bruderkonflikt unter den Söhnen Jaroslavs, wenn auch marginal, mit dem epochalen Konflikt zwischen Kaiser und Papst verband und 1075 deshalb eine Gesandtschaft Heinrichs IV. am Dnepr eintraf. Offensichtlich befand sich Kiev, wie fern es geographisch auch liegen mochte, zu dieser Zeit innerhalb des Horizonts ›westeuropäischer‹ Politik und war die Rus' Teil des christlichen Europa.⁴

II. Moscovien: Katholische Teufel und verlockende Technik

Solche Zugehörigkeit änderte sich im Laufe der nächsten Jahrhunderte. Ausschlaggebend dafür war das Zusammenwirken zweier Faktoren, eines kulturell-religiösen und eines ereignisgeschichtlich-politischen. Dem Erstgenannten kam dabei nicht nur die zeitliche Priorität zu. Vielmehr spricht alles dafür, die Kirchenspaltung von 1054 als tiefere und eigentliche Ursache für die Entfremdung Russlands von Europa zu betrachten. Als Papst und Patriarch sich gegenseitig exkommunizierten, verwandelten sich Andersgläubige in Ketzer, mit denen es keine Freundschaft mehr geben konnte. Dies galt nicht nur für das Kaiserreich, das seine römische Herkunft im Titel trug, sondern auch für Ungarn und Polen, die seit dem 10. Jahrhundert katholisch waren. Als sich Litauen 1386 mit Polen verband und der Moskauer Großfürst ein halbes Jahrhundert später die Versöhnung zwischen Rom und Konstantinopel (Union von Florenz, 1439) zurückwies – um sich stattdessen durch die Ernennung eines eigenen Metropoliten unabhängig zu machen und für seine Kirche faktische Autokephalie herzustellen –, verlief die Grenze zum lateinischen Abendland fortan sogar in unmittelbarer Nähe.

Recht früh spiegelte sich dieser Bruch in den klösterlichen Chroniken. Schon die älteste, die sogenannte Nestor-Chronik, verschwieg im Bericht über den Tod der erwähnten, nach Kiev zurückgekehrten Adelheid (1106), dass sie sogar Kaiserin gewesen war. Die lateinische Welt war zum religiösen Feindesland geworden, das keine Erwähnung mehr verdiente – es sei denn

als Brutstätte von Abartigkeiten und Unreinheit, wo man nicht «recht» glaube, Hunde und Katzen esse, Urin trinke und Bischöfe Beischläferinnen hielten. Von selbst verstand es sich daher, dass die Kirche nun auch vor Eheverbindungen in solche Länder warnte und dies mit Erfolg tat.¹

Dieser geistig-kulturelle Bruch wurde durch die politische Entwicklung massiv verstärkt. Gemeint ist allem voran die Eroberung des Kiever Reichs durch die mongolischen Reiterheere, die mit dem Fall seiner Hauptstadt 1240 ihren Abschluss fand. Wie vollständig und schlimm das Land verwüstet wurde, ist inzwischen umstritten. Außer Frage aber steht, dass seine Städte weitgehend zerstört, seine Bewohner in Massen abgeschlachtet und viele Handwerker verschleppt wurden. Gut zwei Jahrhunderte mussten Russlands Großfürsten tatarischen Oberherren Tribut leisten. In dieser Zeit verlagerte sich sein Zentrum auch von Kiev nach Moskau. Ein Prozess kam zu Ende, der schon vor dem «Mongolensturm» begonnen und viel mit der Abwanderung der Bevölkerung aus der waldarmen, schutzlosen Grenzregion in die waldreiche Landesmitte sowie mit der Entstehung von adeligem Grundeigentum zu tun hatte, das den Handel als materielles Fundament des Reichs ablöste. In Moskau entstand ein patrimonialer und zentralistisch-monarchischer Staat, der bald auch religiös-kulturell eigene Wege ging, autochthone, später oft beschworene Traditionen schuf und eher nach Südosten (in die tatarische Hauptstadt Sarai) als nach Westen blickte.

Dennoch wäre es falsch, diesen Selbstbezug zur Isolation zu überzeichnen. Dafür spricht zum einen der Befund, dass auch die «verschweigenden» Chroniken zwischen den Zeilen mehrfach das faktische Gegenteil erkennen lassen. Wenn betont wird, dass ein Kirchenbau in Suzdal' ohne deutsche Architekten errichtet wurde, liegt im Umkehrschluss deren häufige Beteiligung nahe; wenn über den dritten und vierten Kreuzzug (1190, 1208)

detailliert berichtet wurde, zeugte das «von guter Kenntnis» der Vorgänge «jenseits des blauen Meeres». Zum anderen blieb *eine* bedeutende Stadt von der Erstürmung durch die Mongolen verschont, weil diese auf halbem Weg kehrtmachten: Novgorod (samt riesigem Territorium). Hier aber trieb man seit dem Ende des 12. Jahrhunderts Handel mit der Hanse auf Gotland, blieb dieser Kaufmannsgemeinschaft auch weiterhin, bald mit eigenem Kontor, verbunden und bewahrte darüber seine Kontakte zum norddeutschen und nordwesteuropäischen Raum.² Hier landeten nicht nur Waren an, sondern mit den Schiffen auch Informationen. Wenn man bedenkt, dass Novgorod um dieselbe Zeit unterworfen und dem entstehenden Moskauer Zentralstaat einverleibt wurde (nach 1472), als sein neuer Oberherr Ivan III. begann, Kontakt mit dem Kaiser des Heiligen Römischen Reichs aufzunehmen (mit Maximilian in den 1480er Jahren), wird man zu dem Schluss kommen, dass sich Westeuropa auch während des «Mongolenjochs» nicht so weit aus dem russischen Horizont entfernte, dass es nicht mehr sichtbar gewesen wäre. Es blieb im Bewusstsein und über Novgorod auch als Handelspartner präsent.

Zweifellos aber war auf der Grundlage des religiösen Gegensatzes eine *kulturelle Entfremdung* eingetreten. Zu Beginn der Frühen Neuzeit (nach mitteleuropäischer Periodisierung) war das moskowitzische Russland mit seinem eigenen Glauben, seinen davon durchtränkten Gebräuchen, Normen und Werten, aber auch mit seiner extrem zentralistischen Fürstenherrschaft und seiner bürgerlosen, von bäuerlicher Leibeigenschaft und ausschließlicher Privilegierung des Adels geprägten Sozialordnung ein separater Kosmos geworden. Eine Kluft hatte sich gebildet, die das gegenseitige Verständnis erheblich erschwerte und eine Wiederannäherung lange verzögerte. Wenn sich die Beziehungen dennoch wieder verdichteten, dann war aus russi-

scher Perspektive im Wesentlichen *ein* Faktor dafür verantwortlich: die (militär)technisch-wirtschaftliche und materiell-zivilisatorische, vom (natur)wissenschaftlichen Fortschritt nicht zu trennende *Überlegenheit Westeuropas*, die immer deutlicher wurde und wachsende Anziehungskraft entfaltete.

Ein frühes Beispiel für diese Attraktivität findet sich im Bericht eines «unbekannten Russen» über seine Reise nach Florenz von 1437–40 im Gefolge der geistlichen Delegation für das erwähnte Unionskonzil. Die Route führte diesen bemerkenswert neutralen Beobachter über Lübeck auf dem Landweg quer durch Deutschland bis nach Oberitalien. Was er offenbar auf der Grundlage eines «regelrechten Tagebuchs» zu Papier brachte, quoll über von vorbehaltloser Hochachtung. In Lüneburg bewunderte er kunstvoll gebaute, «äußerst sinnreich erdachte» Brunnen und Wasserleitungen, in Braunschweig ein «sehr staunenswertes», «für viele Jahre» unzerstörbares Schieferdach, große, durch die ganze Stadt geleitete Kanäle, hier und in anderen Städten immer wieder «gepflasterte Straßen», in Augsburg prächtige Häuser und generell die Größe; und in Florenz mit seiner «breiten, steinernen Brücke» über den Arno, seinen «sehr hohen und kunstvoll» aus «weißem Stein» an gepflasterten Straßen errichteten Gebäuden versagte ihm beim Anblick der schwarzweiß gewürfelten Marmorfassade des Doms beinahe die Sprache: Die «Künstlichkeit dieses Bauwerks» vermöge «unser Geist nicht zu erfassen».³ Auf der Hand liegt, worin solche Faszination wurzelte: Der Verfasser bestaunte, was es in Russland mit seinen oft schiefen Holzhäusern, staubigen, unbefestigten Straßen und insgesamt wenigen, außerhalb der herrscherlichen Bezirke armen Städten nicht gab.

Zwischen diesen beiden Polen, der *Wertschätzung* auf der einen Seite und der *Abgrenzung* auf der anderen, pendelte auch die offizielle Haltung der russischen Herrscher. Erstere führte

schon in den Anfangsjahren der faktisch wiedererlangten Selbständigkeit zu begehrliehen Blicken auf die technischen Errungenschaften Westeuropas, die zu dieser Zeit vor allem in Oberitalien zu finden waren. Soweit ersichtlich, war der Großfürst Ivan III. (der Große), der die später national verklärte «Sammlung der russischen Erde» zum Abschluss brachte, auch bereits der erste, der das dortige überlegene Know-how wieder zu nutzen suchte. Als das Gewölbe des steinernen Neubaus der Krönungskirche im Moskauer Kreml (*Uspenskij sobor*), der die alte hölzerne ersetzen sollte, zusammenstürzte, entschloss er sich im Sommer 1474, den Architekten Aristoteles Fioravanti aus Bologna zu holen. Dieser vollendete, was den einheimischen Baumeistern nicht gelungen war. Weitere italienische Künstler (Marco Ruffo, Pietro Antonio Solari, Aleviz Frjazin) folgten und errichteten den Facettenpalast, weitere Kirchen, einen Glockenturm sowie die mächtigen Mauern samt der Portale. Wenn der Kreml um die Wende zum 16. Jahrhundert mithin jene bis in die Gegenwart kaum veränderte Gestalt annahm, die jeden Betrachter an den Baustil der italienischen Renaissance erinnert, so war das kein Zufall, sondern das Ergebnis des ersten Imports westeuropäischer Technik und materieller Kultur.⁴

Ein gutes halbes Jahrhundert später, 1548, bemühte sich Ivans III. Enkel Ivan IV. (der Schreckliche) über den Goslarer Kaufmann Hans Schlitte, mehrere Hundert Handwerker und sonstige Fachkräfte aus dem Römischen Reich nach Russland zu bringen, darunter Bergbauexperten, Glockengießer, Rüstungs- und Goldschmiede, Kanonengießer, Brunnenmeister, Bleisetzer und Wundärzte. Zwar scheiterte dieses Unternehmen, weil eine der beiden Gruppen, die auf dem Landweg reiste, in Livland verhaftet wurde und die Stadt Lübeck mit Schlitte selber und den übrigen, die sich dort einschiffen wollten, dasselbe tat.⁵ Dennoch zeugte es schon aufgrund seiner ungewöhnlichen Dimension

nicht nur vom ausgeprägten Interesse an den technisch-wissenschaftlichen Errungenschaften Mitteleuropas, sondern zugleich von der Einsicht in die eigene diesbezügliche Unterlegenheit. Schon dieser erste «Zar» der russischen Geschichte – seit der Krönung im Vorjahr – sah sein Land im Rückstand und bemühte sich, ihn abzubauen.

So wie Ivan IV. nach diesem Fehlschlag nicht aufgab, ließen es auch seine Nachfolger in den folgenden hundert Jahren an entsprechenden Initiativen nicht fehlen. Zwar blieb Moscovien im Vergleich zu der kulturell-geistigen Nähe, die trotz aller Konflikte zwischen den «lateinischen» Nachbarn des Westens herrschte, eine eigene Welt. Dennoch fördert eine genaue Betrachtung auch für die vorpetrinische Epoche eine Vielzahl einschlägiger Aktivitäten zutage. So setzte Ivan IV. seine Anwerbung ausländischer Fachkräfte fort. Um Behinderungen durch das feindliche Ausland zu vermeiden, versuchte er sogar, in Verträgen mit den zu durchreisenden Staaten freies Geleit für die Geworbenen zu verankern. Dies war, nachdem der Seeweg über das Nordkap bis Archangel'sk entdeckt (1553) und die *Muscovy company* gegründet worden war, im Falle Englands nicht mehr nötig; neben einem Arzt und Apotheker gelangten auch einige englische Handwerker ins Zarenreich.

Auch *Boris Godunov* förderte – zunächst als Regent für Ivans debilen Sohn Fedor Ivanovič und nach dessen Tod als gewählter Zar (1598–1605) – die Anwerbung ausländischer Fachleute nach Kräften. 1600 brachte ein Dolmetscher in seinem Auftrag fünf Ärzte aus Deutschland nach Moskau. 1601–04 betrieb der Venezianer Marco Cinopi eine Samtmanufaktur in der russischen Hauptstadt, und zur gleichen Zeit war ein weiterer Venezianer als Juwelier für den Hof tätig. Darüber hinaus ging Godunov so weit, einen neuen Weg der «Ausbeutung» ausländischen Wissens für eigene Zwecke zu gehen. Anstelle des Imports gleichsam ver-

körperter Qualifikation in Gestalt ihrer Träger schickte er junge Landsleute zum Erwerb der erwünschten Fähigkeiten ins Ausland. Nur war das Ergebnis dieses (vorausweisenden) Experiments höchst enttäuschend: Keiner der achtzehn Studenten, die 1601–02 nach Frankreich, England und Deutschland geschickt wurden, kehrte nach Russland zurück.⁶ Sicher trugen die schlimme Hungersnot dieser Jahre und der nicht minder katastrophale Bürgerkrieg nach 1605 erheblich zu dieser Entscheidung bei. Dennoch bleibt offen, ob nicht auch das zivilisatorische Gefälle eine Rolle spielte. Attraktiv dürfte die Heimat in dieser Hinsicht jedenfalls nicht gewesen sein.

Auch nach dem Ende der «Zeit der Wirren» und der Wahl eines neuen Zaren (Michail Fedorovič, Stammvater der Romanovs, 1613) ließ das Interesse an westlichem Know-how nicht nach. Im Gegenteil, angesichts der Verwüstung des Landes und der gewaltigen Aufgabe des Wiederaufbaus musste jede ausländische Hilfe willkommen sein. Erste Anwerbungen folgten daher bald. Schon 1615 trafen durch Vermittlung des englischen Gesandten zwei Silber- und Goldschmiede aus England ein. 1621 blieb der Versuch, in Sachsen Bergleute zu gewinnen, zwar vergeblich. Dafür brachten die Emissäre aus Paris, wo sie ihre Rekrutierung fortsetzten, einen Goldschmied, einen Apotheker und einen Wundarzt mit. Weitere Goldschmiede und Juweliere, ein Perlensticker und ein Uhrmacher folgten in den anschließenden Jahren. 1630 traf eine «ganze Gruppe von Kunsthandwerkern», darunter Uhrmacher, Silberschmiede und Zinngießer, in Moskau ein.

Ähnlich groß wie der Bedarf des Hofes und des hohen Adels an Heilkunst, Schmuck, kostbarem Geschirr und Gewändern, den diese Ausländer befriedigten, war die Nachfrage nach *Architekten und Baufachleuten*. Auch hier half der englische Gesandte, der schon 1621 den «Palastmeister» John Taler in die russische

Hauptstadt lockte, wo er Reparaturarbeiten an verschiedenen Kathedralen durchführte und ein Pulvermagazin errichtete. Weitere Architekten aus den Niederlanden und Deutschland folgten, die in Novgorod, Rostov, Tula und weiteren Städten des Reiches Befestigungen, Brücken und andere Bauwerke errichteten. In der Handwerkergruppe, die 1630 eintraf, befanden sich auch Maurer und ein Steinmetz. So darf man davon ausgehen, dass gerade für anspruchsvolle Bauwerke – wie schon unter Ivan III. und letztlich seit Jahrhunderten (bereits Friedrich Barbarossa soll Bauhandwerker ins Kiever Reich geschickt haben⁷) – zu wenig einheimische Fachleute, wenn es sie denn überhaupt gab, zur Verfügung standen.

Ein weiterer Wirtschaftssektor, für dessen Entwicklung Russland dringend ausländische Fachkräfte benötigte, war der *Bergbau*. Aus Europa wusste man um die große Bedeutung der Gewinnung von Kupfer, Bronze, Eisen und anderer Rohstoffe, etwa für Glas. Auch in Russland kündigte sich das Zeitalter entsprechender Manufakturen an, die als Quelle künftiger Wirtschaftskraft, äußerer – nicht zuletzt militärischer – Stärke und staatlicher Einnahmen galten. So wurden schon in den 1620er Jahren Expeditionen in den Ural (Perm') und an die Kama geschickt, um Erz zu finden. 1635 gründete ein deutscher Gießmeister in der Nähe dieses Flusses eine Kupferhütte. 1630 erhielt der Wal-lone Julius Coyet den Zuschlag für die erste Glashütte, und 1634 übernahm er das Moskauer Gießhaus, in dem vor allem Glocken und Bronzekanonen hergestellt wurden. Da er bald starb, wurde ein niederländischer Geschütz- und Glockengießer als Nachfolger verpflichtet (nachdem andere Emissäre in den Bergbaustädten des Harzes und des Erzgebirges vergeblich gesucht hatten). 1632 erhielt der niederländische Kaufmann Andries Winius die Erlaubnis, in der Provinz Tula eine Eisenhütte zu errichten, und 1644 gewährte der Zar dessen Partner, Pieter Marselis, ein Privi-

leg für den Bau und Betrieb weiterer, größerer Eisenwerke in «Nordrussland».⁸

Nicht zu vergessen ist schließlich als vierter großer (und bei aller Knappheit staatlicher Ressourcen finanzstarker) Bereich der Verwendung westlicher Experten die *Armee*. Die Oberaufsicht über die zarische Rüstkammer übernahm 1633 ein Holländer, unter dessen Leitung sich auch die Zahl ausländischer Arbeitskräfte in dieser zentralen Einrichtung deutlich erhöhte. Der Bedarf an fremder Expertise stieg besonders mit dem Beginn einer Heeresreform, der Aufstellung von «Regimentern neuer Ordnung», die mit der Wende zu den 1630er Jahren im Zuge der Vorbereitungen für einen Rachefeldzug gegen Polen-Litauen begann. 1631 wurde Oberst Leslie ausgesandt, um im verbündeten Schweden 5000 Söldner anzuwerben, Waffen zu kaufen und «deutsche Meister» für eine Kanonenfabrik zu verpflichten, die der Holländer Koet in Moskau gegründet hatte. Um dieselbe Zeit übernahm es ein anderer Offizier, ebenfalls im Ausland ein weiteres neues Regiment aus 1760 ausgebildeten Soldaten samt deutscher Kanoniere und Instruktoren für die Schulung der russischen Soldaten zusammenzubringen.⁹ Auch wenn die Rückeroberung von Smolensk scheiterte, ging das Russische Reich ein halbes Jahrhundert später nach langem Krieg, den ein «ewiger Friede» 1686 beendete, als Sieger aus diesem Kampf um die Vorherrschaft in Osteuropa hervor. Die Regimentern «neuer Ordnung», faktisch die Anfänge eines stehenden Heeres, mit ausländischen Offizieren und Ausbildern sowie Kanonen und sonstigen Waffen, die aus dem Ausland stammten oder mit ausländischem Know-how gefertigt worden waren, dürften einen erheblichen Anteil daran gehabt haben.

Viele Indizien sprechen dafür, dass sich dieser Import technischen Wissens und praktischer Fertigkeiten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf Errungenschaften nicht nur der

materiellen, sondern auch der geistigen *Kultur* in Gestalt von Vorlieben und Geschmack bis hin zur Veränderung der Kunststile merklich beschleunigte. Wie meist begann der Wandel an der Spitze der sozialen Pyramide, und er blieb in vorpetrinischer Zeit (und noch lange darüber hinaus) auch auf einige wenige hohe Adelige und Funktionsträger beschränkt. So war der wohl einflussreichste und wohlhabendste Bojar der 1630er und 1640er Jahre, Boris Morozov, Schwager des Zaren und Erzieher seines Sohnes, ein Bewunderer des deutschen (Römischen) Reichs. Als großer Grundherr und Unternehmer – er besaß die bedeutendsten Produktionsstätten für Pottasche und mehrere Salzsiedereien – schätzte er besonders dessen wirtschaftliche Effizienz. Dass er seinem Schützling Aleksej Michajlovič (1645–1676) ein Schaukelpferd und Gewänder aus Deutschland schenkte und ihm dieses Land allgemein näherbrachte, ließ dessen Politik zwar jahrzehntelang unberührt, mochte aber einige bemerkenswerte kulturelle Neuerungen in den letzten Lebensjahren befördert haben: die erste Theateraufführung am Hof 1672 (unter der Regie eines deutschen Pastors) und das erste Ballett im Folgejahr, die im Rückblick als frühes Signal künftiger Öffnung erscheinen.¹⁰

Auch die Berufung zweier westorientierter erster Minister mag bei aller sonstigen tiefen orthodoxen Frömmigkeit gerade dieses Zaren durch solche Vertrautheit mit deutscher Kultur begünstigt worden sein. Afanasij Ordin-Naščokin, aus dem Kleinadel von Pskov stammend, beherrschte nicht nur die deutsche Sprache (neben der lateinischen und polnischen), sondern war darüber hinaus auch ein «eifriger Verehrer Westeuropas und unerbittlicher Kritiker der heimischen Lebensart». 1667 versuchte er, in seiner Heimat eine Stadtreform nach Magdeburger Recht einzuführen. Zwar kostete ihn der Widerstand der Wojewoden, deren Macht durch eine begrenzte kommunale Selbstverwal-

tung eingeschränkt worden wäre, das Amt. Aber dies veränderte die Blickrichtung des Hofes offenbar nicht. Im Gegenteil, sein Nachfolger Artamon Matveev, als Sohn eines Sekretärs im Außenamt ebenfalls nicht von hoher Abkunft, stärkte den westlichen Einfluss noch. Ungewöhnlich genug, war er mit einer schottischen Adeligen, Lady Hamilton, verheiratet, die in Moskau den ersten Salon Russlands in einem großzügigen, ganz und gar europäischen Haus mit großer Bibliothek und einer Gemäldesammlung – westlicher Porträtkunst, nicht mehr russischer Ikonen – begründete. Offenbar beehrte auch der Zar diesen Salon und lernte hier seine zweite Ehefrau kennen – Natalja Naryškina, die Mutter Peters des Großen, deren Einfluss wohl auch die erwähnte erste Theateraufführung am Hofe zu danken war.¹¹

Einen regelrechten Schub erfuhr diese Öffnung unter Aleksejs Sohn Fedor (1676–1682). Allerdings verpuffte er schnell, weil der neue Zar unheilbar an Skorbut litt, kaum das Bett verlassen konnte und früh starb. Mit seinem Tod kam auch ein breit angelegtes, vom westlichen Absolutismus inspiriertes Reformprogramm zum Erliegen, das die Regierungsorganisation und das Heer ebenso umfasste wie das Steuerwesen und die altherwürdige, aber dysfunktional gewordene «Rangplatzordnung» (derzufolge kein Adelige, wie ungeeignet er auch sein mochte, unter dem Rang, *čin*, eines Vorfahren Dienst leisten musste). Seinem Geist entsprach eine weitere kulturelle Annäherung an Westeuropa. Fedor heiratete eine Adelige polnischer Herkunft, der er – wie gelegentlich auch sich selber – erlaubte, ein «deutsches Kleid» zu tragen. Obendrein war er gebildet, besaß eine stattliche Bibliothek und umgab sich in seinen Privatgemächern mit Porträts französischer und polnischer Könige. Auch in einem Begriff seiner Gesetze, der dem «Gemeinwohl» (*obščee dobro*) fraglos sehr nahekam, hat man westlichen Einfluss erkannt. Kurz, Fedor

machte Anstalten zu einer Modernisierung, die ihn mit guten Gründen als Vorläufer Peters des Großen erscheinen lassen.¹²

Schließlich ist ein Mann zu erwähnen, der als Westler *par excellence* gelten kann: Fürst Vasilij Golicyn, Nachfolger des 1682 ermordeten Matveev und Favorit der Regentin Sof'ja Alekseevna, die 1682–89 anstelle ihres minderjährigen Halbbruders Peter herrschte. Golicyn, Reichssiegelbewahrer, oberster Feldherr und Großgrundbesitzer, residierte in einem großzügigen steinernen Palast italienischen Stils, der mit jedwedem europäischem Luxus ausgestattet war: kostbarem Mobiliar, Gold- und Silbergeschirr, Porzellan, tischhohen Vasen, Parkettböden ebenso wie Boden- und Wandteppichen, Spiegel, vergoldeten Schnitzereien – und einer Galerie mit europäischen Gemälden. Offenbar nahm er an ähnlichen Palästen der westeuropäischen Aristokratie Maß und hielt diesem Vergleich stand. Auch als Person war er dem Westen sehr zugetan. Er unterhielt lebhaft Beziehungen mit Moskauer Ausländern wie dem schottischen Offizier Patrick Gordon, er war so gebildet, dass er sich mit einem Gesandten der Generalstaaten auf Lateinisch unterhalten konnte, besaß vorzügliche Kenntnisse über die Länder Westeuropas und bewunderte insbesondere das kulturelle Niveau Deutschlands (nicht aber dessen politische Ordnung).¹³ Wenn ein Mann dieser Orientierung die Politik des Landes weitgehend allein bestimmte, wie oft zu lesen ist, dann können auch die 1690er zumindest unter dem Gesichtspunkt der Wahrnehmung Westeuropas nicht als Rückwendung zu Altrussland gelten. Offenbar hatten sie nur das Pech, allzu sehr im Schatten des Kommenden zu stehen.

Bei alledem rief diese Öffnung von Anfang an auch Gegner auf den Plan. Der stärkste war sicherlich die Kirche, die jegliche Freundlichkeit gegenüber den lateinischen Ketzern mit größtem Argwohn betrachtete. Zwar blieb ihr Widerstand lange vergeb-

lich. So musste sie hinnehmen, dass schon unter Vasilij III. (1505–1533) ausländische Söldner in Moskau angesiedelt wurden und sich diese erste «deutsche Vorstadt» vor allem unter seinem Sohn Ivan IV. durch den Zuzug vieler weiterer Söldner, der erwähnten handwerklichen Fachkräfte sowie nicht zuletzt von Gefangenen aus Livland, das er zu erobern suchte, erheblich vergrößerte. Auch gegen die Einladung Godunovs an deutsche Kaufleute und die fortgesetzte Anwerbung unter dem ersten Romanov konnte sie nichts ausrichten. Und sie musste akzeptieren, dass dieser starke Zustrom zur Streuung der Ausländer über das gesamte Stadtgebiet führte. Oft waren diese als solche kaum zu erkennen, weil sie sich russisch kleideten und die russische Sprache erlernten. Der Kontakt zu russischen Bediensteten in den Häusern oder Unternehmen war eng.

Dessenungeachtet hielt die Kirche an ihrer Feindseligkeit fest. Als ihr seit den 1620er Jahren mehr und mehr russische Kaufleute und einfache Stadtbürger beipflichteten, geriet der Zar immer stärker unter Druck. Denn die Ausländer waren privilegiert. Im Regelfall zahlten sie keine Steuern, ihre Häuser waren exempt. Dies führte angesichts wachsender Steuerlasten zu erheblichem Unmut und Protest. Sie entluden sich – gemeinsam mit vielen anderen *gravamina* – 1648 in einem massiven, gewalttätigen Aufstand, der den Zaren zur Einberufung einer «Landesversammlung» und zu neuen gesetzlichen Regelungen zwang. Denn der *zemskij sobor* forderte die Abschaffung der Steuerfreiheit für ausländische Kaufleute und deren Ausschluss vom russischen Binnenhandel. Einige Bojaren wollten alle westeuropäischen Offiziere aus Moskau verjagen, und der Patriarch hätte dies gern auf sämtliche Ausländer ausgeweitet. Der Zar aber brauchte die ausländischen Kaufleute, die manche Geschäfte für ihn abwickelten, und erst recht brauchte er die ausländischen Militärspezialisten. Im Resultat ergab sich ein Kompromiss: Ein

ukaz von 1652 wies alle Ausländer an, ihre Häuser zu verkaufen und sich in einem bestimmten Bezirk in Moskau – der zweiten «Deutschen Vorstadt» (die richtiger «Ausländervorstadt» hätte heißen müssen) – anzusiedeln. Für die Moskauer Bürger und Stadtgemeinden war damit der anstößige Stein der Steuerbefreiung entfernt worden. Die Kirche war insofern zufrieden, als die «Ketzer» fortan von den «Rechtgläubigen» getrennt lebten, zumal es ihnen ebenfalls untersagt wurde, orthodoxes Dienstpersonal zu beschäftigen. Ein paralleles Verbot, russische Kleidung zu tragen, machte die neuen förmlichen Schranken auch äußerlich sichtbar.

Ob diese Separierung zugleich eine Diskriminierung bedeutete oder nur der systematischen Aufteilung in Korporationen entsprach, die der neue Gesetzkodex von 1649 generell verfügte, mag offen bleiben. In unserem Zusammenhang kommt es nur auf den Tatbestand als solchen und das paradox-ambivalente Ergebnis an: Einerseits brauchte man die technisch-ökonomische und militärische Qualifikation der Ausländer und schätzte man die Errungenschaften besonders ihrer materiellen Kultur. Andererseits mied man religiöse Kontakte und eine geistig-kulturelle Annäherung.¹⁴ Dies sollte sich erst im nächsten, dem 18. Jahrhundert ändern.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de